

Streich' aus der Stirn die Sorgen-
falten,
Du wegemüder Wandermann,
Und schau' der ew'gen Allmacht Wal-
ten
Mit aufgeschloss'nem Auge an!
Sieh' rings umher das neue Leben
Im Wiesengrund, an Baum und
Strauch,
Die Triebe, die zum Lichte streben;
Zum Lichte wende du dich auch!

In beines Leibes nächt'ge Höhle
Läßt Morgenglanz von oben ein!
Verfliehe die erstarre Seele
Nicht länger mehr dem Sonnenschein!
Sieh' aus des Lenzes Frohgestalten
Blickt dich des Vaters Auge an.
Streich' aus der Stirn die Sorgen-
falten,
Du wegemüder Wandermann!

Unbewußte Liebe.

Stizze von Alfred af Heden-
stjerna.

Die Mitglieder des Vereins A. S.
in Haallöping führten in der Regel
gewöhnlich nicht sentimentale Gespräche.
Der Verein A. S. versammelte sich je-
den Donnerstag im Rathshausresta-
urant der kleinen Stadt Haallöping,
und die Mitglieder wußten wohl nicht
mehr recht, was die Initialen A. S. be-
deuteten. Einige meinten „Alle Hage-
stolze“, da die meisten Herren über
sechzig Jahre alt und unverheiratet
waren, andere „Alle Hansnarren.“
Und da sie gerne saure Herings aßen,
wurden sie auch von den Heringshausa-
besuchern in den Nebenräumen die „Al-
ten Heringsesser“ genannt.

Bisweilen lockten sie zu ihren Don-
nerstagsabenden einen in der Stadt neu-
angewonnenen, jungen Mann hin, der
es aber nach einigen Malen vorzog,
besseren Verkehr zu suchen. Da die
meisten von ihnen Junggesellen waren,
klang der Ton oft ein wenig roh, wie
er es gern in den alten Tagen wird,
wenn man sich unbewußt mit kleinen
Zynismus über das Familienleben und
die Hausfreuden darüber zu trösten
sucht, daß man versäumt hat, sich der-
gleichen zu verschaffen.

Aber heute Abend war es anders.
Da ruhte über dem A. S.-Verein eine
ernste, etwas gedungene Stimmung,
die durch ein Begräbniß, an dem sich
die meisten Anwesenden betheiligt hat-
ten, hervorgerufen war. Eine junge
Frau war schnell, nach einer Krank-
heit von nur wenigen Tagen, ihrem
verzweifelten Gatten und zwei ganz
kleinen Kindern nach dreijähriger Ehe
enttiffen worden.

„Schredlich! Der Mann war so
bleich, wie eine Leiche, und sah aus,
als wenn er am liebsten selbst in's
Grab gesunken wäre,“ sagte der alte
Rathsherr Ström.

Der Amtsrichter Klingbom trant
einen Schlud und erwiderte: „Ja, ist
es nicht, wie ich immer sage, daß man
auch im glücklichsten Falle sich nur
Kummer und Elend durch das Heira-
then zuzieht?“

„Ein wahres Wort! Was hat West-
berg nun? Wäre sie ein schlechtes Weib
gewesen, wäre sie wohl am Leben ge-
blieben; nun war sie ausnahmsweise
ein braves Weib, und da starb sie,“
meinte ein drittes Vereinsmitglied.
„Ja, so ist das Leben! Hätte Westberg
es nicht besser gehabt, wenn er unver-
heiratet geblieben wäre?“

„Wein!“ klang es laut durch das
Zimmer.
Die Alten saßen zusammen und
schauten nach ihrem heutigen Junior
hin, einem zweiundzwanzigjährigen
Telephon-Ingenieur, der kürzlich zur
Stadt gekommen und in den A. S.-
Verein getreten war.

„Wieso denn?“
„Nennen die Herren die Tiefe der
Freude ermessen, die die Herzen, die
nun voneinander gerissen sind, einst
miteinander empfunden haben? Können
die Herren das? Glauben die
Herren nicht, daß ein einziger Tag, ein
kleiner Ausflug zu Zweien, eine Stun-
de stiller, halber Harmonie zwischen
zwei Menschen, die sich lieben, mehr
werth sein kann, als zwanzig Jahre in
Einsamkeit, Alltäglichkeit, ohne Leid,
aber auch ohne Freude?“

„Weiß der Teufel! Ist hier einer,
der sich auf Schätzerstunden versteht?
Aber — was hat der arme Westberg
nun? fragte Ström.
„Er hat die Erinnerung an sie, die
Fortgegangene, Erinnerungen, die ihn
reicher machen, als Sie meine Herren
sind, Erinnerungen, die das Herz er-
wärmen und mit denen er leben kann,
bis er fortgeht und sie dann wieder-
findet.“

„Ja, sie oder ein anderes Mädchen,
mit dem er sich verheiratet.“ höhnte
der Amtsrichter. Der Telephon-In-
genieur schwieg und sog an seiner Zi-
garre.
„Es ist wirklich unlegbar, daß es
hier wieder verzweifelte Wittwer gibt
die sich wieder verheirathen,“ bemerkte
er dann.

„Na, es mag nun mit der Ehe sein,
wie es will; die meisten von uns haben
doch nichts zu bereuen, die arm und
spät erst zu sicherem Auskommen ge-
langen, wie wir. Aber man kann doch
ein verständiger Mensch sein. Seht
Feltin zum Beispiel. Mit 50 Jahren
war er noch ein reicher, schöner Kerl.
Konnte sich noch verheirathen. That

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 9. Juni 1905

(Zweiter Theil.) Jahrgang 25. No. 41.

es nicht! Profit Feltin!“ sagte der
Amtsrichter.
Der alte Major Feltin hob seinen
grauen Kopf empor, strich seinen Nie-
senknurrbart, hustete und sagte:
„Verdammtes Begräbniß! Sollten nie-
mals andere mitgehen, als der Pfarrer
und einige Weiber! Verdriest die Stim-
mung für den ganzen Abend! Kann
nicht das bleiche Gesicht des armen
Kerl aus dem Kopf kriegen! Retter
Mensch, dieser Dr. Westberg! Profit!“
Der alte Major sah nachdenklich aus
und rührte eifrig in seinem Glas her-
um. Dann erhob er es gegen den In-
genieur und sagte: „Die Herren sehen
wohl, wie es mit dem jungen Mann
da beschaffen ist. Er muß bereits or-
dentlich feststehen. Und nun verachtet
er uns natürlich in seiner jugendlichen
Weisheit und sieht uns für unbeser-
ferliche Egoisten an, weil wir uns nicht
eine Familie auf den Hals geladen ha-
ben. Aber das ist eine schwierige Sa-
che, sich zu verheirathen, junger Mann,
eine schwierige Sache! Ich glaube ganz
gewiß, daß wir fast alle geheiratet
hätten; aber es ist ein Kunststück, die
Rechte zu finden. Hier liegt die Mög-
lichkeit vor, unter vier Tugend zu-
erschlagenen Porzellanteilern je zwei zu-
sammenpassende Stücke herauszufin-
den; in derselben Weise findet man
auch die Möglichkeiten für glückliche
Ehen, aber da sind wohl tausend kleine
Stücke.“

„Sage, Bruder — verzeihe, wenn ich
zu aufbringlich bin; hast du niemals
deinen Scherben gefunden?“
„D ja, du, ganz zufällig.“ Nachdem
ich viele Jahre blind gewesen war, gin-
gen mir die Augen für sie auf, wie ge-
rade eine stärkere Hand bereit stand.
Sie für immer in Stücke zu schlagen!
Und das, mein Junge, war der Tod!“
Träumend, als wenn er vergessen
hätte, daß er nicht allein war, erzählte
der Major in mildem, weichem Ton, so
beschrieben von seinem gewöhnlichen
schärferen und spottenden, folgende Ge-
schichte:

Sie kam in unser Vaterhaus, als sie
acht Jahre alt war, elend und arm und
ohne jemand auf der Welt, der sich um
sie kümmerte, außer uns, entfernte
Verwandte. Sie wurde ein Mittel-
ding zwischen Spielfaule, Schwelger
und Dienerin. Nichts war lustig, wenn
sie nicht mit dabei war, und ich theilte
für jeden Gedanken mit, den ich hatte.
Dann kam ich nach Karlberg in's Ra-
dettenhaus, und es wurde uns netter,
sie bei den Besuchen zu Hause wieder-
zusehen.

Ich fand meine erste Flamme, und
Greta war meine einzige Vertraute.
Sie war so freundlich und interessirte
sich für alles und sandte ihre Grüße
und ein kleines, schönes Buchzeichen,
das sie gestickt hatte. Sie nähte an der
Aussteuer der Schwestern, bis ihre
Finger bluteten und die Schultern
schief zu werden begannen. Bald war
sie ein großes Mädchen, aber niemand
dachte an die Möglichkeit, daß auch
Greta sich verheirathen könnte. Ich
glaube wirklich, daß keiner von uns
einen solchen Gedanken hegte.

Einen Sommer freite der Organist
der Stadt um sie. Mama wurde böse
und fand es komisch.
„Du sollst den Organisten heira-
then! Ha, ha, ha!“
„Hi, hi, hi!“ ticherten alle drei
Schwestern.

„Ich glaube, der Mensch ist rein von
Sinnen. Hababa!“ lachte auch Greta
selbst. Und ebenso lustig würden Ma-
ma und die Mädchen und ich und Greta
selbst es gefunden haben, wenn einer
aus unserer Gesellschaftsklasse, einer
von den jungen Männern, unter denen
meine Schwestern sich nach passenden
Partnern umsehen, seine Blicke auf die
kleine Greta gerichtet hätte. Sie war
kein Mädchen; sie war nur Helferin,
sie hatte nie Zeit, an sich selbst zu den-
ken, nur an uns, und fand das selbst
am natürlichsten. Und keiner sah, daß
sie zu einer schönen, stattlichen Jung-
frau herangewachsen war, bis Fremde
es uns sagten.

Ich weiß, daß Mama sie bei der Ar-
beit mit Heirathplänen für mich un-
terstützt, und Greta war dabei immer
lustig und interessirt. Aber es wurde
so bald nichts daraus. Ich weilte an
andern Orten, ich fuhr in's Ausland,
ich war vier Jahre von Hause fort.
„Grüße die Schwestern und Greta.“
„Grüße von den Mädchen und Greta!“
So stand in den Briefen, die ich schrieb
und bekam. Natürlich schrieb ich nie
an Greta.

Schließlich kam ich dann nach Hause
und beschloß, die Meinen endlich
dadurch zu erfreuen, daß ich mich zur
Ruhe setzen wollte und verloben. Hatte
ein ausgezeichnetes Mädchen gefunden,
das später einen Kabinetkameraden
von mir heirathete. Hatte noch nicht
um sie gefreut, hatte sie aber so weit,

daß man nur den Finger auszustrecken
brauchte. Bei meiner Ankunft gab es
ein Umarmen und Küssen und es ber-
ging ein Weilschen, bis ich merkte, daß
jemand fehlte.

„Aber wo ist Greta?“
„Die arme Kleine, sie liegt krank in
ihrem Zimmer. Lungenentzündung!“
„Nichts Gefährlicheres, hoffe ich?“
„Durchaus nicht, Gott sei Lob!“
Ich lief sogleich in ihr Zimmer.
Als sie meine Schritte hörte, richtete
sie den Blick auf mich und sah mich
an — feiner von euch hat je einen sol-
chen Blick gesehen!

Sie hatte nicht begriffen, wie krank
sie war, und der Arzt war in den letz-
ten zwei Tagen nicht dagewesen.
Aber ich sah sogleich Alles klar, und
wäre es mit Flamenschrift geschrie-
ben, Greta würde sterben. Die Verklä-
rung der anderen Welt lag schon über
ihren Zügen ausgebreitet, und durch
den Schimmer der Freude, den Freund
der Kindheit nach langen vier Jahren
wiederzusehen, strahlte Alles hervor:
daß sie mich viel mehr liebte als ihr ei-
genes Leben und alles Andere auf Er-
den und geplagt gewesen war von dem
Gedanken, zuzustehen, bevor sie mich
wiederzusehen hatte.

„Liebes, liebes Gretchen, du wirst
doch wohl bald gesund?“
„Ja, das hoffe ich Gustav, es ist lä-
stlich für die Tante und die Mädchen
gewesen, daß ich so elend war.“

Und dann sprachen wir alltägliche,
bedeutungslose Worte, ohne Gefühl
darin, und nicht ein Wort von dem,
was sich in unseren Herzen rührte.
Aber ich glaube, daß sie alles eben so
klar, wie ich, sah, und ich glaube, daß
sie froh war, sterben zu müssen, denn
sie schämte sich so sehr darüber, daß sie
mich einmal in das Geheimniß ihres
Innern hatte hineinblicken lassen. Und
ich hoffe, daß doch etwas im Klang
meiner Stimme und im Druck meiner
Hand war, was ihr sagte, daß auch ich
in meinem Innern schlummernde, un-
bewußte Gefühle, wie in ihrem, ent-
deckt hätte.

Drei Tage darnach war sie todt,
sonst wäre sie meine Frau geworden.
Aber dann wagte ich niemals mehr an
ein anderes Weib zu denken. Wer ein-
mal in seinem Leben sich in solcher
Liebe begeben, soll nicht Gott ver-
suchen! Viele bekommen lange Jahre
der Seligkeit, anderen gehen die Augen
auf, daß sie sich selbst betrogen und
niemals ein Herz befehen haben, das
sie in höchstem Sinn ihr eigenes nen-
nen konnten. Ich habe einen einzigen
Blick in das ewig flammende Heilig-
thum hineingeworfen, und dabei mußte
es bleiben.

Es liegt etwas Wahrheit in dem
was der Ingenieur von den Erinne-
rungen sagt!

„Meiner Seel, da zeigt sich eine
neue Seite bei Feltin! Er ist ja ein
reiner Schwärmer!“ sagte der Rath-
sherr Ström.
„Ja, es war elegisch! Trinken wir
ein paar Flaschen Bordeaux, um in
Stimmung zu kommen,“ sagte der
Amtsrichter Klingbom.

Der alte Major durchrieselte ein
Schauer bei dem Gedanken, daß er
seine Freunde hinter die verschlossene
Wand seines Innern einen Blick hatte
werfen lassen und er bedauerte, daß er
sich zum Erzählen verleiten ließ.

Spät in der Nacht schrieb aber der
Ingenieur an seine Braut, die Gouver-
nante bei einem Fabrikbesitzer in
Nordland war, von der Theorie mit
den vier Tugend zerbrochenen Tellern
und dem Glückstreffer, je zwei und
zwei Scherben zusammenzukitteln. Und
er fragte sie, ob sie glaubte, daß sie
die rechten Scherben wären?
In fünf Tagen erhielt er die Ant-
wort „Daraüber hegte sie keinen
Zweifel!“

Wer war der Dieb?

Mein „Pud“ war ein niedliches,
ungeberdiges, pffiffiges Dadelchen.
Er war nicht widerspruchslos reine
Rasse, denn sein Schwanz ringelte sich
bedenklich, und ein Dadelsschwanz
muß wie ein Hufarensäbel sein, pflegte
mein Freund, der alte Fortkath L.
zu sagen, wenn ich die Schtheit mei-
nes Dadelns an seinen langen Ohren,
seinen trunkenen Beinen und an sei-
nem Charakter beweisen wollte. Pud
machte schön, er gab auch die Pote,
obgleich dies nur verlohnen, weil es
sich für einen charaktervollen Hund
wohl kaum schickte. Er bettelte nur
es mitgehen und war nicht gefrä-
hig, es sei denn, er geriet in einen
Kaninchenfall. Da machte er Beute
in wilder Jagdlust, und verscharrte
diese auch einmal unter die Dedden sei-
nes Schlafhorbes. Eine auffällige
Unlust, in seinem Korb zu ruhen, und
auch ein Geruch, der nicht nach Kra-

biens Spezereien duftete, verrieth mir
das Unheil.
Auf einmal sollte mein Dadel nun
doch ein Rascher, ein Spitzbube ge-
worden sein. Der Fleischermeister
Ulrich, mein Vieferant und Rascher,
behauptete dies nachdrücklich und for-
derte von mir Bezahlung dessen, was
Pud ihm entwendet haben sollte.

Zuerst bezahlte ich gutmüthig, dann
wurde ich unwillig und zuletzt grob.
Ich glaube nicht an den Diebstahl.
Pud fraß seine gewohnte Portion zu
Hause und eine ihm erreichbare Leber-
würst, mit der ich ihn probeweise al-
lein im Zimmer ließ, rührte er nicht
an. So war ich fest davon überzeugt,
daß mein Hund schmächtig verläum-
det wurde, als Mißer Ulrich noch-
mals persönlich an mich das Anfinnen
stellte, ich solle ihm eine Kalbssteule
von zehn Pfund bezahlen, die mein
Hund gestohlen habe, widrigenfalls er
mich verklagen würde.

Das war mir denn doch zu toll.
„Haben Sie denn meinen Hund dabei
ertappt?“ fragte ich ihn.

„Nein,“ gab der Meister zu. „Aber
Ihr Hund schnüffelte im Laden um-
her, und nachher war die Keule weg.“
„Mein Hund kann sie unmöglich
fortgeschleppt haben,“ behauptete ich.
„Wer denn?“ brauste Meister Ul-
rich auf. Die ganze Nachbarschaft
kennt ihn und weiß, daß er sich nicht
erwischt läßt.“

„Erlauben Sie,
er ist der wohlgezogene Wächter mei-
ner Behausung.“

„Ja, wenn er sich nicht gerade her-
umtreibt. Bei Steins drüben hat er
schon drei Kaninchen abgewürgt.“

„So sollen Steins ihre Kaninchen
einperren,“ meinte ich unbedacht.

„Die Gnädige soll lieber Ihren
Käfer einperren,“ rief zornig der
Meister. „Damenhunde taugen in der
Wurzel nichts.“

„Nun, nun, lieber Mann, erregen
Sie sich nur nicht!“
„Ja, bin nicht Ihr lieber Mann.
Ich schlag Ihr Weib todt, wenn ich es
zu fassen ziehe. Die Kalbssteule müs-
sen Sie mir jedenfalls bezahlen.“

„Hält mir nicht ein.“
„Dann verlag' ich Sie.“
„Meinetwegen.“

Wuthentbrannt warf Meister Ulrich
die Thüre hinter sich zu und ich begab
mich zu meinem Pud. Er lag zusam-
mengerollt in einer Sophaede und
schief.

Das Wortgefecht mit dem Meister
hatte mich doch aufgeregt, so daß ich
Puds Seelenruhe überflüssig frech
sah. Ich stellte mich vor ihn hin und
hielt ihm eine Moralpredigt. Doch das
focht ihn nicht an. Er blinzelte mich
taum an.

Das erschöpfte meine Geduld. Eine
Handbewegung und Pud flog vom
Sopha herunter.

„March in Deinen Korb!“
Er schlich langsam mit hängendem
Kopf und eingeklemmten Schwanz sei-
nem Korb zu. Als er die Pote hob,
um hineinzusteigen, drehte er den Kopf
herum und blickte mich an. An seinen
Augen lag ein stummer Vorwurf.

Der Tag des Gerichtes erschien.
Mit Pud an der Leine begab ich mich
zum Amtsrichter.

„Sunoo werden nicht zugelassen,“
wehrte ein Beamter meinen Eintritt
ab.

„Gestatten Sie, dieser Dadel ist
der Verlagte.“

Wir wurden nun hereingelassen
und spazierten auf einem Korridor
auf und ab, bis die Reihe an uns kam.

Auch Meister Ulrich war da und
scheuchte mein „Weib“ dicht an mich
heran, so oft es in seine Nähe kam.

Wir wurden aufgerufen. Das Ter-
minzimmer war ein großer Raum;
für das Publikum waren Bänke da-
rin. Ich erblickte manches bekannte
Gesicht unter den Zuhörern.

Ich trat mit meinem Hund vor.
Die Eingangsfragen wurden glatt er-
belegt. Pud hochte schwanzwedelnd
neben mir und sah neugierig zum Rich-
ter auf. Als Meister Ulrich die An-
klage gegen ihn erhob, stieß er ein kur-
zes Gebell aus und blickte dann spitz-
bübisch vergnügt in's Publikum hin-
ein. Darüber freute sich dieses, wurde
aber zur Ruhe verwiesen. Was sich
dann ereignete, weiß ich nicht recht zu
sagen. Genug, plöglich kreiste Pud um
mich herum. Auf einmal blieb die
Leine leer in meiner Hand, Dadel
verschwand im Publikum.

„Rufen Sie Ihren Hund zurück,“
rief mir ein Gerichtsdiener zu, der
vergebens versuchte, ihn zu fangen.
„Es könnte Störung geben — also
bitte,“ bemerkte der Richter.
„Es wäre wohl der erste Dadel,
der parierte,“ erlaubte ich mir einzu-
wenden und versuchte mein Heil.
Pud hörte natürlich nicht.

„Der Herr Amtsrichter sieht nun,
was das für ein Vieh ist,“ plakte
Meister Ulrich heraus. „Meine Kalbs-
steule hat er sicher gestohlen.“

„Haben Sie den Hund dabei er-
tappt?“

„Nein, das gerade nicht. Aber er
schnüffelte in meinem Laden herum
und fraß auch was.“

„Ich bitte festzustellen, ob Meister
Ulrich den Dadel je beim Stehlen er-
tappt hat,“ verlangte ich.

„Nein, das gerade nicht. Aber —“
Der Richter fiel ihm in's Wort:
„Wie wollen Sie denn behaupten, daß
gerade der Hund dieser Dame der
Dieb ist?“

„Das Vieh hat meinem Kleinsten
sein Kaninchen erwürgt,“ rief heftig
der Meister.

„Wo gefascht das?“
„Bei mir im Hof. Ich kam dazu.
Hält' ich ihn nur gleich getriegt. Der
wäre nicht wieder gekommen.“

„Nun, meinte der Richter, „ein
Dadel ist ein Jagdhund. Aber jeden-
falls konnten Sie Schadenersatz be-
anspruchen.“

„Das war's ja. Konnt' ich nicht.
Das Kaninchen war nicht unser.“
„Wessen denn?“

„Meines,“ erscholl eine Stimme
aus dem Publikum.

Meister Ulrich wurde verlegen.
„Mein Kleinstes hatte es mitgebracht,
Natürlich.“

„Er kam nicht über das Weitere hin-
aus durch eine Aufregung im Publi-
kum.“

„Pud!“ rief ich ahnungslos. Viel-
leicht hörte er mich jetzt.

„Er hat einen Knochen!“ klang wie-
der die vorige Stimme aus dem Pu-
blikum.

Jetzt kam mein Hund wirklich unter
den Bänken hervorgetrocknet und zerte-
mit Mühe einen großen Kalbsknochen
bis vor den Richter hin. Hier setzte er
die Vorderpfote auf den Knochen und
sah stolz wie ein Sieger zum Richter
auf, während sein eines Ohr wie ein
Gedankenstrich vom Kopfe abstand.

Der Richter konnte das Lachen nicht
unterdrücken, fragte aber dann kurz:
„Wie kommt der Knochen in's Ter-
minzimmer?“

„Es ist meiner.“ Ein halbwüchsiger
Junge sprang vor und versuchte Pud
die Beute zu entreißen.

Pud knurrte und fleischte die
Zähne.

Ich trat vor. „Sie sehen, Herr
Amtsrichter, mit welcher Anstrengung
mein Hund diesen Knochen heran-
zerrte. Mit einer Kalbssteule von zehn
Pfund kann er unmöglich davongelaufen
sein.“

Ehe aber der Richter etwas erwi-
dern konnte, schoß Meister Ulrich in's
Publikum hinein. „Infamer Bengel,
der Knochen ist aus meinem Laden!“

Der Richter horchte auf. „Sie er-
kennen ihn?“

„Natürlich, er hat mein Zeichen. Er
ist aus der Vieferung, die in's Hotel
Hamburg geht. Für's Hotel wird Al-
les gezeichnet.“

Der Junge haschte nach seinem
Korb und wollte flüchtig werden.
Doch Meister Ulrich war hinter ihm
her, schob den Deckel von dem Korb
herunter, langte hinein und zog eine
Würst heraus.

„Na warte,“ rief er drohend und
zugleich befriedigt aus. „Also in Dein-
enKorb verschwinden meine Würste.“
Richter und Publikum wandten jetzt
ihre Interesse der Würst und dem Mei-
ster zu, und das benutzte der Bengel,
um mit Hinterlassung seines Korbes
zu verschwinden.

„Den krieg' ich schon,“ meinte in-
dessen Meister Ulrich, den Korb wei-
ter unterjuchend. „Jetzt kenne ich den
Dieb.“

ist mir die Kosten werth.“ Damit em-
pfehl er sich.

Pud wedelte ihn freundlich an, und
siehe da, der Meister blickte sich und
fuhr mit der Handfläche streichelnd
über sein glänzendes Fell. „Du bist
ein kluges Thier, und ich schenke Dir
auch eine Würst.“

Natürlich war ich stolz auf meinen
Pud.

Der Richter lächelte auch. „Ja, ja,
der beste Adolant hätte keine Ver-
theidigung nicht schlagernd führen
können. Ich gratulire Ihnen zu die-
sem Musterdadel.“

Ich dankte und Pud gab die Pote.
Mit hochgehobener Schwanzspitze ver-
ließ er, ohne sich weiter umzusehen, in
stolzer Haltung mit mir das Gerichts-
gebäude, in dem er einen so glänzen-
den Sieg erkochten hatte.

Die Höfe um den Mond.

Im neuesten Heft des „Kosmos“,
der durch die gleichnamige Gesellschaft
der Naturfreunde in Stuttgart her-
ausgegebenen naturwissenschaftlichen
Zeitschrift, lesen wir: Die sogenann-
ten Höfe oder Ringe, die sich am häu-
figsten um den Mond zeigen, aber
auch bei der Sonne nicht selten sind,
gehören zu den interessantesten opti-
schen Erscheinungen der Atmosphäre.
Die am häufigsten vorkommenden
sind die Ringe oder Kränze, deren
Durchmesser meist etwa 2 Grad be-
trägt, werden Aureolen genannt; sie
entstehen durch Beugung der Licht-
strahlen an den Körperchen zarter
Wolken oder Nebel in der Atmosphäre
— ähnlich dem Lichtkranz, der bei
starkem Nebel fast um jede Straßen-
laterne zu sehen ist. Von der Größe
abhängt die Helligkeit, die im Durch-
schnitt etwa ein Hundertstel-Milli-
meter beträgt, hängt der Durchmesser
des Lichtkranzes ab; je größer die
Kügelchen, um so kleiner sind die
Aureolen. Wenn die winzigen Kör-
per von möglichst gleicher Größe und
Vertheilung sind, erscheinen die Höfe
sehr schön ausgebildet und zugleich
farbig (mit vorherrschendem Roth),
andernfalls überdecken sich die Farben,
und der Ring erscheint uns weiß. Die
größeren Höfe, auch Halo genannt, die
einen Durchmesser von meist 22 Grad
aufweisen und halb weiß erscheinen,
sind Regenbogenfarben in umgekehr-
ter Reihenfolge (das Roth innen)
zeigen, entstehen durch Beugung des
Lichts in den kleinen Eiskristallen, die
sich im Sommer in den höheren Re-
gionen der Atmosphäre schweben. Be-
sonders häufig sind diese Erscheinun-
gen in den Polargebieten wegen der
Menge der in der Luft schwebenden
Eiskristalle.

Die älteste Frau.

Die älteste Frau der Welt ist zur
Zeit, wie es scheint, die 115jährige
Portugiesin Maria Candida Pinto da
Purificacao Magalhães, die im Jahre
1790 in Oporto geboren wurde und
lebt eine Inzassin des dortigen Alt-
heim's ist. Obwohl sie ihre jetzigen
Tage zumeist im Bett verbringt, so
empfangt sie doch regelmäßig noch
zahlreiche Besuche. Dann legt sie sich
auf und macht ihre Toilette in der
jüngstfälligen Weise; sie bedeckt nach
Art der Südländerinnen den Kopf
mit einem schwarzen Spitzentuch und
trägt an Besuchstagen regelmäßig
eine frische Blume im Haar. Ihr Ge-
dächtniß, das sich über ein reichliches
Nahrungsbrot erstreckt, beschäftigt sich
zumeist mit den Erlebnissen ihrer
frühen Jugend. Wenn sie von dieser
erzählt, wird sie sehr redselig und
lebhaft, indem sie „mit den Ellbogen
spricht“, wie der Portugieser sagt.
Auch singt sie noch die alten Lieder,
die in ihrer Jugendzeit beliebt waren,
wenn auch mit dünner, schwacher
Stimme.

Sie kam schon frühzeitig auf das
Land, wo sie ein äußerst einfaches
Leben führte und sich im Wesentlichen
von Polenta und leichtem Wein
nährte. Sie war dann 29 Jahre
lang Dienstmädchen in einer englischen
Familie, wo sie sich an eine sehr
gleichmäßige Lebensführung gewöh-
nete. Sie erinnert sich nicht, jemals er-
geblich krank gewesen zu sein, und
wenn ihr einmal ein kleines Leiden
zuzief, so kurirte sie sich selbst mit
einfachen Hausmitteln. Sie glaubt,
sie verdanke ihr hohes Alter dem ge-
funden Leben auf dem Lande wäh-
rend ihrer Jugend, der einfachen, aber
substantiellen Nahrung, dem reinen
Saft der portugiesischen Traube (dies
wird wohl bei den Amerikanern
Stoffkühlern erregen), der allezeit
gleichmäßigen Arbeit und der ständi-
gen Zufriedenheit, die ihre Seele heu-
ter erhalten habe.

Aufrichtiger Bescheid.

Der englische Admiral Delonge
hatte eine sehr schöne Tochter, ein
junger Schiffskapitän verliebte sich
in sie und bat den Admiral um ihre
Hand. Der alte Seebär wies ihn
ohne alle Umschweife mit den Worten
ab: „Sie können meine Tochter nicht
heirathen, denn Sie haben kein Ver-
mögen, um eine Familie zu ernähren.“
Der Vererber ließ sich jedoch nicht
so leicht entmutigen, sondern sagte:
„Gewiß, Herr Admiral, was Sie
sagen, ist wahr; aber als Sie sich
verheiratheten, waren Sie auch nur
ein armer Leutnant, und die Gagen
waren damals noch kleiner als heute.
Wie haben Sie es denn angefangen?“
„Sie haben ganz recht,“ erwiderte
der Admiral, „ich habe meine
Schwiegervater schwer auf der Tasche
gelegen, aber der Rudel soll mich
holen, wenn Ihnen das bei mir
gelingt.“